

Georg Groddeck · Werke

GRODDECK WERKE

Psychozozial-Verlag

herausgegeben
im Auftrag
der
Georg Groddeck-Gesellschaft

Lieber Pat ...

Briefe der Familie Groddeck 1877 bis 1911

herausgegeben von

Monika & Wolfgang Martynkewicz

Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2023 Psychosozial-Verlag GmbH & Co KG, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne
schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder
verbreitet werden.

Satz: Doris Kern, Frankfurt am Main

Umschlag: Faksimile und Foto © Deutsches Literaturarchiv Marbach

Konzept Psychosozial-Verlag

ISBN: 978-3-8379-3179-2

Inhalt

Einleitung 9

Briefe 1877–1911 33–627

Anhang

Genealogie der Familie Groddeck 628

[Dokumente Caroline Groddecks] 629

[Ergänzung von Georg Groddeck] 640

Caroline Groddeck: Sehr geehrter Herr Pastor ... 642

Briefe an Georg Groddeck von Käthe Seidel, Paul Stübel und Eugen
von Roeder 649

Zu dieser Ausgabe 665

Verzeichnis der Abkürzungen, Siglen und diakritischen Zeichen 669

Bibliographie 670

Personenregister 678

Bildnachweise 692



Carl August II, Hans, Wolfram I, Caroline, Georg Groddeck

Einleitung

In diesem Zusammenhang möchte ich übrigens sagen, daß ich auf Grund neuerlicher Lektüre meine Ansicht über Groddeck revidiert habe; im Ich als Symbol gibt es ganz erstaunliche Dinge. [...]

Die Gefahr des »Utopischen« auch an ihm verkenne ich keineswegs; aber er hat vor Reich einfach die unendlich viel reichere und konkretere psychologische Intuition voraus.

Theodor W. Adorno an Max Horkheimer, 29. Juni 1936

Ein Groddeck sein

Der letzte Repräsentant

Georg Groddeck zog es immer wieder in die Kindheit zurück, in die Familie, die ihn festhielt. In einem Vortrag, den er am 18. Januar 1919 in der Marienhöhe, seinem Sanatorium in Baden-Baden hielt, heißt es: »Ich bin mein Leben lang nicht von meiner väterlichen Familie losgekommen. Da ist mein Leben mehr oder weniger stehengeblieben, meine ganze Entwicklung hat sich in diesem Kreis bewegt. Ich bin der letzte Repräsentant davon, alles übrige ist gestorben, und doch kann ich feststellen, daß da nicht nur die Wurzeln, sondern auch die Grenzen meines Lebens liegen. Alles, was außerhalb dieses Kreises liegt, ist mir fremd geblieben, hat keinen Einfluß auf mich haben können.«¹

In der Tat, sieht man sich seine veröffentlichten Werke an, dann sind sie voller Reminiszenzen an seine Herkunft, an seine Eltern, seine vier Geschwister, seine Großeltern. Sie alle werden zu Figuren in einem Familienroman, den er als der einzige Überlebende, »der letzte

1 Georg Groddeck: Vorträge: 106. Vortrag vom 18. Januar 1919. In: *Vorträge*, Band III: 1918–1919. In: Georg Groddeck Werkausgabe. Hrsg. v. Beate Schuh u. Frieder Kern. Basel: Stroemfeld/Roter Stern 1989, S. 923.

Repräsentant«, aus dem engeren Familienclan, in seinen Büchern, scheinbar ganz nebenbei, erzählt.

»Der Augenblick des Überlebens ist der Augenblick der Macht«², heißt es in Elias Canettis *Masse und Macht*. Wer überlebt »sieht sich allein, er fühlt sich allein«³, aber er hat die Deutungsmacht. Der Sieger schreibt die Geschichte. So ist es auch in diesem Fall. Georg Groddeck beginnt als Überlebender seine Familiengeschichte oder, sagen wir besser, seinen Familienroman zu schreiben. Dazu gehört das Festhalten, das Sichern, das Aneignen und Zuschreiben, aber auch das Phantasieren, das Tagträumen und Idealisieren. Familienromane sind bekanntlich kein Ort der Wahrheit, sondern der Erfindung, der Fiktion. Wir alle leben aus solchen Fiktionen, sie geben uns Sicherheit, freilich eine sehr fragile Sicherheit, die in der Regel nicht weit trägt und leicht wieder aufbrechen kann. Mit einem Familienroman wird man nie fertig, man muss ihn sich immer wieder neu erzählen, um ihn glaubhaft zu machen. Groddeck versucht genau das, er benutzt die literarische Erzählung, weil sie sich um die äußere Realität nicht kümmern muss, mit dieser Form hat er alle Freiheit und kann sein eigenes Bild erzeugen. Das beginnt mit *Ein Kind der Erde* (1905), setzt sich fort mit der Geschichte vom *Seelensucher* (1921) und, nicht zuletzt, mit dem 1923 erschienenen *Das Buch vom Es. Psychoanalytische Briefe an eine Freundin*. Alle diese Werke sind Freiheitsräume, in dem die Erzählung herrscht. »Das Erzählen«, schreibt Albrecht Koschorke, »trägt [...] Sinn in die Welt, versieht ihren Lauf mit Absichten und Zielen.«⁴ Was das heißt, kann man an *Das Buch vom Es*, deutlich erkennen. Alle Figuren des Familienromans, den Groddeck entwirft, sind hier versammelt, er bringt sie in Stellung, schreibt ihnen eine Geschichte zu und bezieht sie auf sein Ich, auf seine Welt. Das

2 Elias Canetti: *Masse und Macht*. Hamburg: Claassen Verlag. 3. Aufl. 1973, S. 259.

3 Ebd.

4 Albrecht Koschorke: *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt am Main: S. Fischer 2012, S. 11.

Buch, schauen wir uns die Vorgehensweise kurz an, beginnt damit, dass der fiktive Briefschreiber, ein gewisser Patrik Troll, der als Alter ego Groddecks auftritt, sich gegen den Wunsch der »Lieben Freundin«, der Empfängerin der Briefe, wehrt, die ihm aufgetragen hat, er solle ihr bloß nichts »Persönliches« schreiben, sie möchte etwas Belehrendes und Wissenschaftliches von ihm hören. »Das ist schlimm. Was habe ich Armer mit Wissenschaft zu tun?« Damit ist Troll beim Thema, bei seiner Geschichte, seiner Familiengeschichte, denn sein Vorschlag ist, ihr zu erzählen, wie er »Arzt wurde« und wie er »zu der Abneigung gegen das Wissen gekommen«⁵ ist. Die entscheidende Rolle spielte dabei der Vater, der nämlich hat zuallererst das Talent des Sohnes zum Beruf des Arztes erkannt, er hat ihm den Weg gewiesen und ihn davor bewahrt, den vermeintlich falschen Versprechungen der Wissenschaft zu folgen. Sein weiterer Lebensweg, so Troll, bestand darin, den Vater bewusst »nachzuahmen«. Grundlage der väterlichen Krankenbehandlung war das Individualisieren des einzelnen Erkrankten. Wer so eingestellt ist, so Troll, »wird schwerlich systematisch rubrizieren lernen«. Auch in diesem Punkt war die Nachahmung das Wichtigste für den Sohn. Auch er nahm für sich in Anspruch, den Einzelnen zu behandeln, den Kranken und nicht die Krankheit. Was er an seinem Vater aber am meisten bewunderte, war sein Verhältnis zur Autorität, er ließ nichts gelten, weder die Meinung von Vorgesetzten noch die Gesetze und Erkenntnisse der Wissenschaft, er war »sich selbst Autorität, ging eigene Wege und Irrwege, und von Respekt vor der Wissenschaft war weder in Worten noch in Taten viel bei ihm zu spüren. Ich besinne mich noch, wie er über die Hoffnungen spottete, die sich an die Entdeckung des Tuberkel- und Cholerabazillus knüpften, und mit welchem Hochgenuß er erzählte, daß er gegen alle physiologischen Lehrsätze ein

5 Georg Groddeck: *Das Buch vom Es. Psychoanalytische Briefe an eine Freundin*. Hrsg. v. Samuel Müller, in Verbindung mit Wolfram

Groddeck. In: Georg Groddeck Werkausgabe. Frankfurt am Main u. Basel: Stroemfeld/Roter Stern 2004, S. 1.

Wickelkind ein Jahr lang nur mit Bouillon gefüttert habe.«⁶ Groddeck liebte dieses Bild vom Vater, der nicht an die Autoritäten glaubte, eine im Grunde genommen groteske Figur, eigensinnig, verschroben – ein Original. Gern verwies er in diesem Zusammenhang auf die Dissertation des Vaters, die jener 1849 in Berlin mit dem bemerkenswerten Titel *De Morbo Democratico, Nova Insaniae Forma* einreichte. 1850 erschien sie in erweiterter Form unter dem deutschen Titel: *Die demokratische Krankheit, eine neue Wahnsinnsform*. Zur Revolutionszeit hatte der Vater die liberal-demokratische Bewegung als pathologische Zeiterscheinung, als eine ansteckende Krankheit in den Blick genommen. Das klingt heute absurd – und es klang auch 1923, als Georg Groddeck darüber schrieb, nach einer ziemlich abwegigen und kühnen These. Tatsächlich aber war diese Sichtweise in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts alles andere als ungewöhnlich. Und auch im 20. Jahrhundert wurden politische Bewegungen und Ausdrucksformen als »hysterische Epidemien«⁷ gedeutet.

Zu Groddecks Zeiten hat der Medizinhistoriker Justus Hecker die Protestbewegungen, wie sie sich zum Beispiel in der Tanzwut im Mittelalter zeigten, als ansteckende Krankheiten charakterisiert. Groddeck bezog sich in seiner Dissertation auf Hecker ebenso wie auf den Psychiater Karl Wilhelm Ideler, der in seinem zweibändigen Werk, *Grundriß der Seelenheilkunde* (1838), Phänomene geistiger Ansteckung behandelt. Die Pathologisierung des politischen Diskurses hatte Konjunktur – und Demokratie wurde in den revolutionären Zeiten, in denen der Vater lebte, als ein gefährliches, die Gesellschaft destabilisierendes Moment begriffen. Carl Theodor Groddecks Dissertation war mithin gar nicht so absurd, wie es auf den ersten Blick erscheint. Zudem sollte man die Herkunft des Vaters bedenken, er

6 Ebd., S. 3.

7 Vgl. Elaine Showalter: *Hystorien. Hysterische Epidemien im Zeitalter der Medien*. Aus dem Amerikanischen von Anke Caroline Burger. Berlin: Berlin Verlag 1997. Siehe dazu auch: Willy

Hellpach: *Die geistigen Epidemien*. In: *Die Gesellschaft. Sammlung sozialpsychologischer Monographien*. Hrsg. v. Martin Buber. 11. Bd. Frankfurt am Main: Rütten & Loening 1906.

war der Sohn des Bürgermeisters von Danzig, Carl August Groddeck, der im Revolutionsjahr 1848 zum Abgeordneten der Preußischen Nationalversammlung gewählt wurde, später wurde er auch Mitglied des Preußischen Herrenhauses – ein Mann, der sich demokratischen Bestrebungen entschieden entgegenstellte.

Die Stationen

In dem vorliegenden Briefwechsel erleben wir Groddeck als Akteur der Geschichte, der in der Familie eine dominante Rolle spielte, eine Rolle, die sich freilich erst langsam herausbildete und in die er sukzessive hineinwuchs. Wir erleben den jungen Groddeck, der in den Briefen an die Mutter über seine Erlebnisse im Internat Schulpforta erzählt, wir erleben den heranwachsenden Groddeck, der lange Zeit nicht weiß, was er werden soll, der unentschlossen umherschweift. »Verdrusssscheu« nannte man das im Familienjargon. Nach dem Abschluss war es sein elf Jahre älterer Bruder, Carl Groddeck, der die Karriereplanung übernahm und in Kontakt mit dem großen Außenseiter und Ketzer der Medizin Ernst Schweningen trat. Wir erleben Groddeck als Militärarzt, der 1892 nach Ueckermünde zur Cholerabekämpfung abkommandiert wird und in dieser Zeit, unter Pseudonym, seine ersten, kleinen Arbeiten im Sinne und im Tenor der Schweningen-Schule schreibt: »Ketzereien«, ein Traktat gegen die angebliche Weisheit der Ärzte und gegen den Nimbus, der heiligen, eigentlich aber heillosen Wissenschaft. Dann das lebensreformerisch inspirierte Essay »Korset und Frauenzukunft«, ein Plädoyer, gegen das Abschnüren des weiblichen Körpers, und schließlich »Das Gesetz über die Cholera« – ein Aufsatz, in dem Groddeck die staatliche Bevormundung kritisiert und die Frage stellt, ob die »harten Eingriffe in die persönliche Freiheit«⁸ im Endeffekt nicht schlimmer sind als

8 Georg Groddeck: *Das Gesetz gegen die Schweningen*. In: Georg Groddeck: *Ketzereien. Cholera. Aus einem Colloquium beim Professor Schriften zum Arzten und zur Medizin 1889–*

die Wirkungen der Seuche. Und wir erleben ihn als Mann, der die Frauen liebte, der sich schnell verlobt, schnell wieder entlobt. Und dann, 1896, da ist er noch Assistent in Schweningers Klinik in Berlin, Else von der Goltz heiratet, eine elegante, geistvolle Frau, die Groddeck neue Welten eröffnete und ihn für Kunst, Musik und Literatur interessierte. Vor allem aber erleben wir Groddeck in der Beziehung zu seiner ein Jahr älteren Schwester Caroline und seinem Bruder Carl. Die anderen beiden Brüder Groddecks, Wolfram und Hans, bleiben im Briefwechsel eher im Hintergrund.

»Ich spräche so gern einmal mit Dir«

Der »späte« Groddeck war politisch konservativ und antimodern eingestellt, seine Urteile und Kommentare haben manchen (zu Recht!) verstört – und sie wirken auch heute noch verstörend. Mit dem Briefwechsel bietet sich nun die Möglichkeit, einen Groddeck kennenzulernen, der um 1900 seinen Weg suchte und sich mit dem Leben und den Phänomenen der Zeit auseinandersetzte. Sicher, da ist vieles – erinnert sei an den Aufsatz über die Cholera – was man aus heutiger Sicht etwas anders sieht. Aber man sollte auch bedenken, dass Groddeck in einer anderen Welt und Wirklichkeit lebte, wenn er sich gegen staatliche Bevormundung aussprach, dann hatte er nicht den demokratischen Rechtsstaat, sondern den wilhelminischen Obrigkeitsstaat im Blick. Groddeck war in diesen Jahren aufgeschlossen, ja, er öffnete sich, wie wir durch sein Tagebuch wissen⁹, auch der ästhetischen Moderne. Das hielt freilich nicht sehr lange an, es war begrenzt auf die Jahre unmittelbar vor und nach der Jahrhundert-

1908. Hrsg. v. Michael Giefer. Georg Groddeck
Werkausgabe. Frankfurt am Main u. Basel:
Stroemfeld Verlag 2014, S. 90.
9 Georg Groddeck: *Was ich denken kann, ge-*

hört auch mir. Tagebücher 1895–1909. Hrsg. v.
Wolfgang & Monika Martynkewicz. Georg Grod-
deck Werkausgabe. Frankfurt am Main / Basel:
Stroemfeld 2018.

wende, eine Zeit, in der seine Existenz noch nicht festgefügt war und er unter dem Einfluss einer lebensreformerischen und naturkundlichen Medizin stand. In dieser Zeit hat er das Leben nach vorne gelebt, er war erwartungsvoll und neugierig, natürlich war er auch von sich eingenommen, sehr sogar. Er hatte ein starkes Ego, und wenn er einmal von einer Sache überzeugt war, ließ er sich nur schwer davon abbringen. Und natürlich wollte er glänzen, suchte Anerkennung, davon konnte er gar nicht genug bekommen. Anders aber als in den späteren Jahren ist er um 1900 ganz *gegenwartsnah* und – ich sage es mit Bewusstheit – eher *fortschrittlich* eingestellt. Man schaue sich diesbezüglich nur den Briefwechsel mit seiner Schwester Caroline an und lese ihn mit wachen Augen. Man lese natürlich auch und besonders Caroline Groddeck, die mit ihrem Esprit ihren Bruder mitriss und oft auch ansteckte. Das Sanatorium war *ihre* Sache, ihre Idee. (26.10.1894, S. 194) Sie recherchierte zuvor in Zeitungen, informierte ihren Bruder über konkurrierende Ärzte und Heilstätten. Am 26. Oktober 1894 schreibt sie ihm: »Bei »Modeartikel« fiel mir übrigens vorhin ein: Hast Du denn schon von den Wundern Kuhne's in Leipzig gehört? Der heilt ja alles, – u. zwar mit Entziehung aller Fleischspeisen, indem er den Menschen auf Hafersuppe, Gemüse in Butter geschmort, sehr viel Schrotbrot u. Obst, aber sonst nischt, setzt! Frl. Krickel lebt jetzt so, dazu kalte Sitzbäder, und ist dadurch von ihren Leiden allen geheilt, als da sind: die unregelmäßigen, schmerzhaften Stuhlgänge, Rückenschmerzen u. Schmerzen in d. Armen, Kreuz u. Unterleibschmerzen bei der Periode, Kopfschmerz, Schläfrigkeit u. Abspannung, etc. Thatsächlich ist sie sehr mager, sieht aber gesund u. klar jetzt aus den Augen, und hat eine gute Gesichtsfarbe. Ich wollte also Herrn Kuhne's Verdienste garnicht schmälern, als ich im Anschluß an ihre Erzählung, daß derselbe in L. ganze Häuserviertel als Kliniken hat, ausrief: »Was nicht alles aus'nem Tischlergesellen werden kann!« (S. 194) Mit so viel Chuzpe, so viel Keckheit, so viel Lebhaftigkeit schreibt sie ihre Briefe, dass man sich als Leser unwillkürlich fragt, woher nimmt sie das? Anders als ihre drei Brüder